Thorner Zeitung



Begründet anno 1760

Ostdeutsche Zeitung und General-Anzeiger

Erscheint täglich. Bezugspreis vierteljährlich bei Abholung von der Geschäfts- oder den Ausgabestellen in Thorn, Mocker und Podgorz 1,80 M., durch Boten frei ins Haus gebracht 2,25 M., bei allen Postanst. 2 M., durch Briefträger 2,42 M.

Schriftleitung und Geschäftsstelle: Seglerstraße 11.
Telegr.-Adr.: Thorner Zeitung. — Fernsprecher: Nr. 46.
Verantwortlicher Schriftleiter i. V.: Carl August Müller in Thorn.
Druck und Verlag der Buchdruckerei der Thorner Ostdeutschen Zeitung G. m. b. H., Thorn

Anzeigenpreis: Die sechsgespaltene Petitzeile oder deren Raum 15 Pf. Reklamen die Petitzeile 30 Pf. Anzeigen-Annahme für die abends erscheinende Nummer bis spätestens 2 Uhr nachmittags in der Geschäftsstelle.

Nr. 243. Sonntag 15 Oktober Zweites Blatt. 1905.



Graudenz, 12. Oktober. Mit der Neuvermessung der Stadt hatte sich die Stadtverordneten-Versammlung von neuem beschäftigt. Auf den Antrag des Magistrats bei der Regierung hat diese in Rücksicht auf die ungünstige finanzielle Lage der Stadt ausnahmsweise nochmals eine Erleichterung der Bedingungen eintreten lassen. Nach dem jetzt vorgelegten Kostenanschlag würden die Kosten für die Neuvermessung der gesamten Stadtlage, mit Ausnahme des Stadtwaldes, 33 000 M. gegen 44 000 M. früher betragen. Es wird beabsichtigt, bei der Regierung zu beantragen, daß die während der Neuvermessung aufzubringenden Mittel für Arbeitslöhne 2c. in Höhe von etwa 23 000 M. als zinsfreies Darlehn von der Regierung gegeben werden; die Rückzahlung dieser und der nach dem Kostenanschlag noch aufzubringenden Kosten — Gesamtbetrag 33 000 M. — sollen dann in zehn einjährigen Raten zu je 3300 M. erfolgen, und zwar vom 1. April 1907 ab. Die Versammlung bewilligte die vom Magistrat beantragten 33 000 M. für die Neuvermessung der Stadt und außerdem einen Betrag bis zu 3000 M. für die Vermessung des Stadtwaldes.

Rosenberg, 12. Oktober. Das Rittergut Froedenau im Kreise Rosenberg, 1061 Hektar groß, ist vom Herrn Albert Schmidt an den Domänen- und Forstfiskus zum 1. Oktober verkauft worden. Herr Schmidt hat gemeinsam mit seinen Söhnen Gaston und René die Pachtung der neuen Domäne bis 1. Juli 1624 übernommen.

Goßlerssausen, 12. Oktober. Herr Landschaftskommissar Böhnke in Komin ist zum Vorsitzenden der Entwässerungsgenossenschaft „Lutrine" gewählt worden. — Auf der Strecke Goßlershausen-Marienwerder entgleiste gestern abend zwischen den Stationen Scharnhorst und Plessen ein Güterzug, wodurch eine Sperrung der Strecke erforderlich wurde, so daß die Reisenden zum Teil erhebliche Verspätungen in den Kauf nehmen mußten.

Löbau, 12. Oktober. Das Gut Erlenmühle ist von der Besitzerin Frau Templin für 114 000 Mark an die Ansiedlungskommission verkauft worden.

Marienwerder, 12. Oktober. Herr Regierungspräsident von Jagow ist von dem Landwirtschaftlichen Verein Marienwerder B in dankbarer Anerkennung seines der Landwirtschaft bewiesenen Wohlwollens, das sich in besonderem Maße gelegentlich der Gruppenschau im Juli gezeigt hat, zum Ehrenmitglied ernannt worden. Der Herr Regierungspräsident hat die Ehrenmitgliedschaft mit Dank angenommen. Die diesbezügliche Zuschrift des Herrn Präsidenten rief in der gestrigen Vereinssitzung große Freude hervor.

Dirschau, 12. Oktober. Die der Landbank in Berlin, früher dem Hofbesitzer Karl Ortmann gehörige, 69,37 Hektar große Besitzung in Mahlin ist durch Kauf für 145 000 Mk. in den Besitz des Landwirts Karl Jagielhki in Dirschauerwiesen übergegangen.

Elbing, 12. Oktober. Die Schulden der Stadt Elbing betrugen am 1. April d. Js. 3 959 265,33 Mark. Die Schulden-Verzinsung und -Tilgung erforderte im Jahre 1904 eine Summe von 274 992,83 M., wovon 131 945,63 M. zur Tilgung der damals 4 091 210,96 M. betragenden Stadtschulden und der Rest von 143 047,20 M. zur Verzinsung benutzt wurden. An dem Schuldenbetrage von 3 959 265 M. sind beteiligt das Gaswerk mit 265 062,58 M., das Wasserwerk mit 137 396,49 M., Schlachthof- und Viehverwaltung mit 576 244,36 M. Die Kriegsschuld ist noch immer im Betrage von 25 330,50 M. vorhanden; die Inhaber dieser Schuldverschreibungen haben sich nicht gemeldet. Es ist anzunehmen, daß die Schuldurkunden verloren sind.



Thorn, 14. Oktober.

Wochenrundschau.

Die Stadtverordnetenversammlung hat in dieser Woche nicht getagt, und dennoch sind kommunalpolitische Fragen von großer Tragweite zur Erörterung gelangt. Vor allen Dingen ist in Sachen der Eingemeindung Mockers ein wichtiger Schritt getan worden. Wie wir bereits meldeten, haben sich Herr Oberbürgermeister Dr. Kersten und Herr Gemeindevorsteher Falkenberg gemeinsam nach Berlin begeben, um dort an maßgebender Stelle die vorbereitenden Maßnahmen zur Eingemeindung in die Wege zu leiten. Obgleich über den Erfolg dieser Reise noch nichts Bestimmtes verlautet, so ist doch anzunehmen, daß es kein negativer geworden ist. Verfrüht aber dürfte die hier vielfach geteilte Hoffnung sein, daß die Eingemeindung schon am 1. April 1906 erfolgen könne. Die außerordentlich umfangreichen Vorarbeiten werden sich aber, wie uns von unterrichteter Seite mitgeteilt wird, sicher bis zu diesem Zeitpunkte nicht erledigen lassen. Aber wenn auch noch einige Zeit vergehen wird, bis sich Thorn und Mocker zu einem „Groß-Thorn" zusammenschließen, so bringt man doch schon jetzt allen Vorgängen in unserm Nachbarorte ein doppeltes Interesse entgegen, namentlich, wenn es sich um die Regelung wichtiger Verkehrsfragen handelt. Eine solche ist am Mittwoch gelöst worden. Wie wir darüber bereits berichteten, handelt es sich um die Herstellung einer bequemen Verbindung mit dem neuzuerrichtenden Bahnhof und dem Teile von Mocker jenseits des Bahnkörpers. Über zwei Jahre haben die diesbezüglichen Verhandlungen gedauert. Hie Überführung, hie Unterführung: das waren die Schlagworte, mit denen die Parteien — die Vertreter von Thorn und Mocker einerseits, die des Eisenbahnfiskus anderseits — sich gegenüberstanden. Während die ersteren als wichtigsten Grund für die Errichtung der Unterführung im Zuge der Lindenstraße die Zweckmäßigkeit in die Wagschale warfen, führten die andern immer wieder den leidigen Kostenpunkt zu Gunsten eines Überführung im Zuge der Schwerinstraße ins Treffen. Nun, der Kampf hat mit dem Siege des Unterführungsprojektes geendet. Die Eisenbahnverwaltung hat sich nachgiebig, ja zuvorkommend gezeigt, und das wollen wir dankbar anerkennen. Alle Verkehrswünsche sind damit freilich noch längst nicht erfüllt und viel, sehr viel bleibt noch von der Zukunft zu erhoffen. Es sei nur an die Herstellung einer zweigleisigen Verbindung zwischen Stadt- und Hauptbahnhof und an den Bau der zweiten Weichelbrücke erinnert.

Sicherlich stehen diesen beiden Projekten ganz bedeutende Schwierigkeiten gegenüber, aber wenn alle interessierten Behörden, Korperationen und sonstige Organe mit eiserner Konsequenz, wie einstens Cato mit seinem berühmt gewordenen „ceterum censeo", immer wieder ihre Notwendigkeit betonen, dann wird man doch endlich zum Ziele gelangen.

Der Bau des Holzhafens bei Korczeniec wird, wie bereits gemeldet, bestimmt zum Frühjahr in Angriff genommen und damit ein Projekt seiner Verwirklichung entgegengeführt, an dem die Interessenten Jahrzehnte mit aller Energie gearbeitet haben. Dieses Unternehmen wäre trotzdem gefallen, wenn nicht die Königliche Staatsregierung und die Stadt Thorn dafür eingetreten wären.

Daß ein solches Unternehmen, bei dem die Stadt Thorn allein mit $1^1/_2$ Millionen Mark beteiligt ist, recht pessimistisch beurteilt wird, läßt sich wohl erklären, da man nicht mit Zahlen dienen kann, um die Rentabilität zu beweisen. Dieser Ungewißheit aber unterliegen mehr oder weniger alle derartigen Unternehmungen. Über die Frage, ob nicht der Hafen oberhalb der Eisenbahnbrücke oder gar in der polnischen Weichsel besser und zweckmäßiger angelegt würde, läßt sich garnicht diskutieren, da alle diese Projekte von der Staatsregierung rundweg abgelehnt worden sind. Auch darüber erübrigt sich jede Polemik, ob man statt des Hafens nicht lieber eine zweite Weichselbrücke bauen sollte. Der Staatszuschuß von $1^1/_2$ Millionen Mark ist nur zum Hafenbau hergegeben und darf keine andere Verwendung finden. Daß die zweite Brücke über die Weichsel notwendig ist, wird niemand in Abrede stellen, und daß eine solche gebaut werden muß, trotzdem die Ministerien sich zur Zeit dagegen sträuben, dürfte nicht zu umgehen sein, da der große Güterverkehr das zweite Gleise über die Eisenbahnbrücke zur Notwendigkeit macht, und damit ist der Bau einer zweiten Brücke von selbst gegeben. Es wird der Bau nur auf sich etwas warten lassen.

Das Gelände, auf dem der Holzhafen erbaut wird, hat einen Kostenaufwand von über eine halbe Millionen Mark erfordert. Es werden bei dem Bau über drei Millionen Kubikmeter Boden bewegt, der teilweise bei dem zu errichtenden Deich seine Verwendung findet.

Berliner Stimmungsbilder.

Von Paul Lindenberg.

(Nachdruck verboten.)

Noch immer der Ausstand. — Hoffnungen. — Die erste Heerschau. — Die Verlobung des Prinzen Eitel Friedrich. — Herzogin Sophie Charlotte von Oldenburg. — Im elterlichen Hause. — Diplomaten-Wechsel. — Exzellenz Yin Tschang. — Deutsche Bewilligungen für China. — Chinesen in Deutschland. — Handwerker und Handelsschule. — Ein Klub für junge Mädchen.

Ja-nein — nein-ja, hin und her schwanken die Meinungen, ob wir in den nächsten Tagen den Riesen-Ausstand haben werden, der, die Frauen und Kinder eingerechnet, weit über eine viertel Million Menschen in und um Berlin in Mitleidenschaft zieht. Über eine viertel Million Menschen einer ungewissen Zukunft entgegenschauend, jetzt, wo der Winter vor der Tür steht, wo Heizung, Beleuchtung Kleidung besondere Ausgaben erfordern und selbst an den geregeltsten Hausstand neue, unvorhergesehene Bedürfnisse herantreten! Der Gedanke allein ist furchtbar, und seine Ausführung würde nicht nur für Berlin die schlimmsten Ergebnisse haben, sondern auch für die verschiedensten Teile der Provinz. Die Ratgeber der Arbeitermassen stehen vor einer schwerwiegenden Verantwortung; sollte es ihnen gelingen, die paar hundert Leute der A.-E.-G.-Werke, um die sich ja eigentlich alles dreht, zum Nachgeben zu bestimmen, so gebührte ihnen die freudige Anerkennung und der lebhafteste Dank! — Das hat Schreiber dieses bei verschiedenen Streifzüge durch die Außenstadtteile, in denen sich die großen Industriestätten erheben, häufig vernommen, daß durchaus nicht alle Arbeiter mit dem Sympathiestreik einverstanden sind und heute lieber wie morgen zur gewohnten Beschäftigung zurückkehren möchten. Auf ein Einlenken der Arbeitgeber ist kaum zu rechnen. „Wir müssen einmal klar sehen", sagte mir einer derselben, „wir müssen endlich, was man so sagt, reinen Tisch haben. Die ewigen Beunruhigungen und Streikdrohungen resp. Verwirklichung der letzteren haben schon das Ausland stutzig gemacht und können unserer Industrie den erheblichsten Schaden zufügen. Gerad' in kurzem erwarten wir von einem Nachbarreiche die umfassendsten Aufträge, die rasche Erledigung bedingen, da wollen wir wissen, woran wir sind und ob wir die einzugehenden Verpflichtungen auch erfüllen können!" — Ja-nein — nein-ja: möchte doch diesmal das „nein" siegen, „nein, es gibt keinen allgemeinen Ausstand!" und es scheint ja Hoffnung vorhanden zu sein, daß in letzter Stunde eine Einigung erzielt wird.

Während unheilvolle wirtschaftliche Wolken unsere Reichshauptstadt beschatten, entwickelt sich allmählig immer reger das gesellige Leben. Die letzte Sudermann-Première, die den erfolgverwöhntesten Dramatiker mehr Leid gebracht, wie er und seine siegesbewußten Freunde es vermuteten, war gleichzeitig eine erste Heerschau jener Kreise, die für gewisse Salonfragen tonangebend sind und deren Vertreter, noch mehr Vertreterinnen, man überall da findet, wo es etwas irgendwie Interessantes zu sehen und zu hören, zu kritisieren und zu medisieren, zu tuscheln und zu juscheln giebt. Diese Leute wissen alles und alles noch viel besser, sie kennen die Geheimnisse der Koulissen und Ateliers, der Klubs und Börsencontore, der Rennplätze und Bars, in ihren Kreisen entstehen die neuesten pikanten oder spöttischen Witze und der jüngste, oft verderbenbringende Klatsch, für sie ist der und die liebe Nächste der wichtigste Beobachtungsgegenstand und ein hübsches Histörchen aus Berlin W wie der köstliche Leckerbissen, ja, ja, sie wissen und kennen alles, nur eins nicht: wie eng ihr geistiger Horizont ist und wie leer ihr Dasein!

Das sogenannte offizielle Berlin weist noch vielerlei Lücken auf. Der Hof ist fern, der Reichskanzler noch auf Urlaub, auch viele hohe Beamte und Diplomaten habens nicht eilig mit ihrer Rückkehr zu den Ufern der Spree. Große Überraschung, aber eine sehr freudige, bereitete die Kunde vor der Verlobung des zweiten Sohnes unseres Kaiserpaares, des Prinzen Eitel Friedrich, mit der Herzogin Sophie Charlotte von Oldenburg. Gottseidank, eine deutsche Prinzessin — das konnte man oft hören, und es lag stets ein warmer Klang in den Worten. Prinz Eitel erfreut sich hier weiter Sympathien; schon als Knabe hatte man den Prinzen mit den vollen blonden Locken, den frisch leuchtenden Augen und den roten Pausbacken gern, er war auch wohl der Verzug der kaiserlichen Eltern und erheiterte sie wie deren Umgebung oft durch sein drolliges Wesen, durch seine witzigen Antworten, durch harmlos-fröhliche Streiche, die auch über den Bannkreis des Schlosses hinausdrangen und die Bevölkerung für den kleinen Witzbold einnahmen. Seitdem sind längst die hübschen Locken, die so keck in die Stirn hingen, gefallen und haben dem vorschriftsmäßig glatten Offiziersscheitel Platz gemacht, aus dem Knaben ward ein schlanker, stattlicher Offizier im I. Garde-Regiment z. F., der es nach seinen Bonner Studienjahren ernst mit seinem militärischen Beruf nimmt und in seinem Wesen und Sichgeben die Worte zum Ausdruck bringt, die ihm sein kaiserlicher Vater auf seinem ihm als Weihnachtsgeschenk dargebrachten Säbel hatte einätzen lassen. „Furchtlos und treu." Beliebt bei seinen Kamerad[illegible] und Soldaten, ist der Prinz ein sicherer Rei[illegible] und firmer Schwimmer — durchschwamm [illegible] doch als Student den Rhein unterhalb Bonn[illegible] welche gewagten Unternehmungen die Fr[illegible] Mutter sich dann dringlich verbat — und se[illegible] gewandt bei allen sportlichen Übungen, be[illegible] Polospiel auf dem Zweirad geht er meist a[illegible] Sieger hervor. Seine Verlobte, die Herzog[illegible] Sophie Charlotte von Oldenburg, ist von se[illegible] einnehmender Erscheinung, ihr Auftreten v[illegible] schlichter, liebenswürdiger Vornehmheit, [illegible] Ganzen ruhig und zurückhaltend, eine ve[illegible] ständnisreiche Freundin ernster Musik [illegible] schönen Wissenschaften und Künste. Das [illegible] eigentlich selbstverständlich bei dem regen, förd[illegible] samen Interesse, welches ihr Vater, der Gro[illegible] herzog Friedrich August von Olde[illegible] burg und seine Gemahlin Elisabet[illegible] die auf das liebevollste Mutterstelle an der a[illegible] der ersten Ehe stammenden Prinzessin vertr[illegible] den Wissenschaften und Künsten entgegenbring[illegible] ein Interesse, das durchaus wahr und ti[illegible] gehend ist und vielen Gelehrten wie Künstler[illegible] unter ihnen nicht in letzter Linie d[illegible] jungen Worpsweder Meistern, zu gute kam und kommt. Das zeigte sich in hellem Licht gelegentlich der fesselnden, diesjährigen Oldenburger Landesausstellung und der mit ihr verbundenen Nordwestdeutschen Kunstausstellung wie der Kunstgewerblichen Altertümer. Mit tätigster Teilnahme verfolgte und förderte das Großherzogliche Paar die Gestaltung und Beschickung jener Abteilungen, und bei dem Empfange der Künstler und Kunstgelehrten im altersgrauen grünumrankten Oldenburger Schlosse unterhielt sich der Großherzog wie seine Gemahlin auf das eingehendste, anregendste und angeregteste mit jedem der

Es werden hierbei während der Bauzeit viele Arbeiter lohnende Beschäftigung finden. Mit dem Bau des Holzhafens dürfte auch der Bau der Thorn-Scharnauer Bahn um ein Stück weiter kommen.

— **Die westpr. Provinzial-Irrenanstalt Conradstein** hatte nach dem Verwaltungsbericht für das verflossene Rechnungsjahr einen Bestand von 1148 Personen (575 Männern und 573 Frauen) gegen 1050 Personen (530 Männern und 520 Frauen) zum Beginn des Berichtsjahres, sodaß der Zugang 98 beträgt. Von diesen 1148 Personen, von denen 6 in 1. Klasse, 70 in 2. Klasse und 1072 in 3. Klasse waren, befanden sich 1068 in der Anstalt und 80 in Familienpflege in der Stadt Pr. Stargard und im Dorfe Saaben bei Conradstein. Aufnahmegesuche haben dem Direktor im Berichtsjahre 226 zur Prüfung vorgelegen, von denen 21 abgelehnt werden mußten; 152 Kranke sind im beschleunigten Verfahren aufgenommen worden. In den 9 Jahren ihres Bestehens sind in der Anstalt 1419 Männer und 1388 Frauen, zusammen 2807 Personen verpflegt worden. Im Berichtsjahre starben 40 Männer und 60 Frauen gegen 86 Personen im Vorjahre; die Mehrzahl hatte das Alter von 50 Jahren überschritten. 159 Personen wurden aus der Anstalt entlassen, und zwar 49 als geheilt, 59 als gebessert und 51 als unheilbar. Zuchthäusler befanden sich am Schlusse des Berichtsjahres 44 in der Anstalt.

— **Provinzial-Versammlung der Freien religiösen Gemeinden.** Aus Tilsit wird berichtet: Am 7., 8. und 9. Oktober hielten in Tilsit die Freien religiösen Gemeinden Ostdeutschlands ihre Provinzial-Versammlung ab. Es sind nur drei Gemeinden, welche den ostdeutschen Verband bilden: die zu Danzig, zu Königsberg und Tilsit. Die anderen Gemeinden zu Elbing, Schneidemühl, Stolp, Pr. Stargard, Marienburg, Marienwerder, Graudenz und Thorn sind im Laufe der Zeit infolge der Ungunst der Verhältnisse und insbesondere des Mangels an geeigneten Predigern eingegangen. Daß in den drei noch übrig gebliebenen Gemeinden reges Leben und kräftige Begeisterung herrscht, zeigte die Tilsiter Versammlung, welcher Herr Gerichtsrat Markus präsidierte.

— **Postverkehr nach den Schutzgebieten.** Vom 15. Oktober d. J. ab sind im Verkehr mit den Postanstalten Anecho und Lome (Schutzgebiet Togo) Briefe und Kästchen mit Wertangabe bis zum Betrage von 8000 Mk. zugelassen. [illegible] Porto und der festen Gebühr für Einschreibbriefe von gleichem Gewichte, die Wertkästchen der Gebühr von 1 Mk. 60 Pf.; außerdem wird für beide Gattungen von Sendungen eine Versicherungsgebühr von 16 Pf. für je 240 Mk. der Wertangabe erhoben. — Vom gleichen Zeitpunkt ab ist auch bei Postpaketen bis 5 kg und bei Postfrachtstücken von mehr als 5 bis 10 kg im Verkehr mit Togo Wertangabe bis zum Betrage von 8000 Mk. zugelassen. Außer dem bisherigen Porto wird für Postpakete eine Versicherungsgebühr von 16 Pf. für je 240 Mk., für Postfrachtstücke neben der inneren deutschen Versicherungsgebühr eine solche von 12 Pf. für je 240 Mk. der Wertangabe erhoben. Sämtliche Wertsendungen können mit Nachnahme bis zum Betrage von 800 Mk. belastet werden. Über die näheren Versendungsbedingungen erteilen die Postanstalten Auskunft.

— **Was ein Bezirksvorsteher zu tun hat.** Die Bezirksvorsteher sind Organe des Magistrats und verpflichtet, seinen Anordnungen Folge zu leisten, ihn namentlich in den örtlichen Geschäften des Bezirks zu unterstützen (§ 60 der Städteordnung vom 30. Mai 1853). Hauptsächlich liegt ihnen folgendes ob: 1) die Nachtwächter und Laternenanzünder des Bezirks hinsichtlich ihres Dienstes mitzukontrollieren und besondere Vernachlässigungen dem Magistrate anzuzeigen; 2) das öffentliche Eigentum der Stadt in ihrem Bezirk, als Brunnen, Brücken, Straßen 2c., im Auge zu behalten und auf etwa notwendig erscheinende Reparaturen 2c. den Magistrat aufmerksam zu machen; 3) im Falle der Not und, sobald es vom Magistrat verlangt wird, in Angelegenheiten der öffentlichen Gesundheits- und Armenpflege tätig miteinzugreifen und auch den Sitzungen der Armendirektion mitbeizuwohnen; 4) etwaige öffentliche Sammlungen, die der Magistrat im Interesse der Abgebrannten, Überschwemmten, von zu errichtenden öffentlichen Denkmälern 2c. beschließt, im Bezirk vorzunehmen; 5) den gewöhnlichen Feuervisitationen, von denen ihnen vom Bezirkskommissarius Nachricht gegeben wird, beizuwohnen, auch sonst hinsichtlich der feuerpolizeilichen Vorschriften ein wachsames Auge auf den Bezirk zu haben und etwaige Beobachtungen von Wichtigkeit der Polizeiverwaltung sofort anzuzeigen; 6) im Falle eines Krieges und etwaiger größerer und häufigerer Einquartierung in der Stadt die Servisdeputation auf Verlangen in ihren Verfügungen tätig zu unterstützen und bei Volkszählungen und Viehzählungen den Behörden hilfreiche Hand zu leisten.



* **Schätze vom Meeresgrunde.** Man weiß von einer ganzen Reihe von mit Schätzen beladenen Schiffen, die an verschiedenen Stellen des Ozeans ihren Untergang fanden und am Meeresgrunde begraben ruhen. Immer wieder finden sich Unternehmungslustige, die sie zu heben versuchen. So will man jetzt darangehen, die Schätze und das bare Geld des vor 123 Jahren auf der Höhe von St. John's an der Ostküste der Kapkolonie gescheiterten Indienfahrers „Grosnenor" zu heben. Der Wert soll sich auf 20 000 000 Mark belaufen; mehrere Münzen sind schon durch Sieben des Sandes zwischen den Felsen geborgen worden. Unter ihnen befinden sich venezianische Zechinen, spanische Dublonen aus dem Jahre 1766, indische Münzen aus der Regierungszeit des ersten Königs von Delhi und persische Moguls. Außerdem sind drei acht Fuß lange Geschütze geborgen worden. Der reich beladene „Grosvenor" scheiterte am 4. August 1781 auf der Höhe von St. John's zwischen Durban und Williamstown; bei ruhigem Wetter ist das Heck noch deutlich erkennbar. Zwischen den Felsen werden nun Gänge gemacht und dann soll das Hinterschiff mit Dynamit gesprengt werden. Zu gleicher Zeit wird aus Wellington auf Neuseeland gemeldet, daß ein dortiger Geschäftsmann einen Schoner gechartert und einen Taucher angestellt hat, weil er den Schatz des Elimgamite bergen will. An Bord des Schiffes, das im November 1902 auf der Höhe der Drei-Königs-Inseln unterging, befanden sich etwa 240 000 bis 360 000 Mk. Der Bericht von den acht Überlebenden des Schiffes erregte seiner Zeit in Neuseeland und Australien großes Entsetzen. Als die Leute von dem Floß auf das englische Schiff „Penguin" gebracht wurden, gaben sie zu, daß einige aus Einschnitten in die Haut das Blut der anderen getrunken hätten, um so ihr Leben zu fristen.

ZEITGEMÄSSE BETRACHTUNGEN

(Nachdruck verboten.)

„Europa hat Ruh!"

Europa hat Ruh — und das stimmt mich fidel, — die Alte befindet sich munter — und ist mal im Hause ein kleiner Krakehl — so ists nur „manchmal" und „mitunter." — Und das ist erklärlich, ihr Haus ist ja groß, — bei so vielen Mietern ist stets etwas los, — wen drückten nicht einmal die Schuhe? — — Sonst aber — Europa hat Ruhe! — — Ja Ruhe! — Es wachen zu Fuß und zu Roß — Bewehrte an sämtlichen Grenzen — man gießt und erfindet manch neues Geschoß — aus löblichen Friedens-Tendenzen — man rüstet und rüstet nicht „ab" sondern „zu", — und doch ist das Faktum: Europa hat Ruh, — man braucht nur Geschütze und Waffen, — dem Frieden die Stütze zu schaffen! — Europa hat Ruh — nur in Pest und in Wien — herrscht scheinbar ein wenig Ergrimmung, — in Moskau ist Aufruhr, — und Streik in Berlin — und hier und dort etwas „Verstimmung:" — In Prag ist der Tscheche vor Deutschenhaß wild — in Mähren da hat man das nämliche Bild, — die Menschen sind eben verschieden — sonst aber herrscht Ruhe und Frieden! — — Europa hat Ruh, — so freundnachbarlich stand — noch niemals der Staaten Beziehung — nach Frankreich selbst haben wir Rosen gesandt, — erfolgreich war diese Bemühung. — Vielleicht, daß Marianne ihr Herz noch entdeckt — dann wird schließlich doch noch ein Bündnis perfekt — und Rußland naht still mit der Bitte: — Gewährt mir's — ich werde der Dritte! — — Europa hat Ruh! — So ein Bündnis erhält — den Frieden und meidet die Fehden — und trotzdem geschieht's, daß ein Bündnis zerfällt, — Exempel: Norwegen und Schweden — das brachte Europa noch nicht auf den Hund, — dafür entsteht wieder ein anderer Bund, — er treibt ja schon heimlich sein Wesen, der — Fünfbund! — So hab ich gelesen! — — Der Zweibund, der Dreibund, der Fünfbund o je, — so folgt Bund auf Bund immer bunter — bald kommt auch der Sechsbund als neuste Idee — Dann steckt ganz Europa mit drunter! — Spricht Einer zum Andern mit friedlichem Sinn: — Du weißt ja, wie sehr ich verbunden dir bin, — ist machtlos der einzelne Streiter — Europa hat Ruhe! — —

Ernst Heiter.



Wie ein Leitmotiv zieht sich durch die gesamte Kulturentwickelung der allen Völkern gemeinsame Brauch, den menschlichen Körper zu verschönern und ihn durch Bemalen, Tätowiren, Einreiben, Salben zu schmücken und gegen äußere Einflüsse widerstandsfähig zu machen. Insbesondere das Salben war allgemein gebräuchlich und ist nur verlassen worden, weil man nur die dem Ranzigwerden ausgesetzten Fette kannte und deren Gebrauch ein zu unangenehmer war. Wenn wir auch nicht mehr gewohnt sind, den ganzen Körper zu salben, so haben wir uns heute doch eine rationelle Pflege der Haut angewöhnt und für eine solche ist an Stelle der dem Ranzigwerden unterworfenen Fette das „Lanolin" getreten, das in Form von **Lanolin-Toilette-Cream** in der Hautpflege und Schönheitspflege im Laufe eines Jahrzehnts so populär geworden ist, daß es in Hütte und Palast gleich beliebt ist. Der Lanolin-Toilette-Cream trägt zur Garantie der Echtheit die Schutzmarke „Pfeilring" und ist in allen Apotheken und Drogenhandlungen zu billigen Preisen käuflich.

Die schädlichsten Kranheiten unserer Feld-, Obst-, Gemüse- und Garten-Gewächse, ihre Erkennung und erfolgreiche Bekämpfung. Von Dr. J. E. Weiß, Prof. der Botanik, Leiter der staatlichen Pflanzenschutz-Station Weihenstephan bei Freising. Preis 1 Mark. Verlag von Trowitzsch & Sohn in Frankfurt a. Oder.



Amtliche Notierungen der Danziger Börse
vom 13. Oktober.

Für Getreide, Hülsenfrüchte und Ölsaaten werden außer dem notierten Preise 2 Mk. per Tonne sogenannte Faktorei-Provision usanzemäßig vom Käufer an den Verkäufer vergütet.

Weizen per Tonne von 1000 Kilogramm.
inländisch hochbunt und weiß 772— — Gr. 167— — Mk. bezahlt.
inländisch bunt 692—760 Gr. 149—164 Mk. bez.
inländisch rot 687—740 Gr. 150—160 Mk. bez.

Roggen per Tonne von 1000 Kilogramm per 714 Gr. Normalgewicht inländisch grobkörnig 708—726 Gr. 149—150 Mk. bez.

Gerste per Tonne von 1000 Kilogr.
inländisch große 662—674 Gr. 146 Mk. bez.
transito große 662 Gr. 130 Mk. bez.

Hafer: inländischer 124—137 Mk. bez.

Kleesaat per 100 Kilogr.
rot 109 Mk. bez.

Kleie per 100 Kilogramm. Weizen- 9,00—9,20 Mk. bez. Roggen- 8,95—9,00 Mk. bez.

Rohzucker. Tendenz: ruhig. Rendement 88° franko Neufahrwasser 8,47½ Mk. inkl. Sack Gd.

Bromberg, 13. Oktober. Weizen 150—164 Mk., bezogener und brandbesetzter unter Notiz. Roggen, frischer, gut gesund, auswuchsfrei 145 Mk., mit Auswuchs 120—140 Mk., nach Qualität. — Gerste zu Müllerzwecken 125—132 Mk., — Hafer frischer 120—135 Mk.

Magdeburg, 13. Oktober. (Zuckerbericht.) Kornzucker 88 Grad ohne Sack 8,35—8,42½. Nachprodukte, 75 Grad ohne Sack 6,60—6,85. Stimmung Schwach. Brodraffinade 1 ohne Faß —,———,—. Kristallzucker 1 mit Sack —,———,—. Gem. Raffinade mit Sack 18,37½—,—. Gem. Melis mit Sack 17,87½—,—. Stimmung: Ruhig. Rohzucker 1. Produktion Transit frei an Bord Hamburg per Oktober 17,55 Gd., 17,65 Br., per November 17,60 Gd., 17,65 Br., per Dezember 17,65 Gd., 17,70 Br., per Januar-März 17,90 Gd., 17,95 Br., per Mai 18,30 Gd., 18,35 Br. Stimmung: Schwächer.

Köln, 13. Oktober. Rüböl loko 50,50, per Mai 52,00. —

Hamburg, 13. Oktober, abends 6 Uhr. Kaffee good average Santos per Oktober 39 Gd., per Dezember 39¼ Gd., per März 39¾ Gd., per Mai 40 Gd. Ruhig.

Hamburg, 13. Oktober, abends 6 Uhr. Zuckermarkt. Rüben-Rohzucker 1. Produkt Basis 88 Proz. Rendement neue Usance, frei an Bord Hamburg per 100 Kilo per Oktober 17,60, per November 17,60, per Dezember 17,65, per März 18,05, per Mai 18,30, per August 18,65. Willig.

Herren, sodaß die festgesetzte Zeit um fast zwei Stunden überschritten ward, und der diensttuende Oberkammerherr mehrfach leise daran erinnerte. Eine Prinzessin aus solchem Hause ist uns doppelt willkommen und wird später einen wirkungsvollen Platz an unserem Hofe einnehmen können. — Der im Herbst gewohnheitsgemäß stattfindende Diplomaten-Wechsel weist diesmal nur geringe Veränderungen auf, aber eine markante Erscheinung hat er uns doch genommen, den chinesischen Gesandten Yin Tschang, der in seinem Heimatlande den Posten eines Kriegsminister übernehmen soll, wozu er sich in jeder Hinsicht eignet. Dieser schmächtige, flinke, entschlossene Sohn des Himmels war ein Prachtexemplar in gefälligster Ausgabe. Er sprach deutsch wie ein Wasserfall", aber weiß der Himmel, wo und mit wem er seine deutschen Sprachstudien getrieben, denn er berlinerte auf das tollste und gebrauchte mit Vorliebe Wortwendungen und Ausrufe, die wohl im „Richtigen Berliner" verzeichnet stehen, aber nicht im „Komplimentierbuch für die elegante Welt" — Kein Wunder, daß man selbst an den Tafeln der ganz Großen gelegentlich ein vergnügtes Schmunzeln bemerkte, wenn eine hocharistokratische Dame ihren Platz neben der chinesischen Exzellenz erhalten hatte. Böse konnte man ihm freilich nicht sein, auch falls er gar zu Gewagtes gesprochen, er lachte selbst so herzlich über seine eigenen Witze, daß man mit einstimmen mußte. „'s ist eben ein Original", meinten die Damen, und „'s ist ein famoser Kerl" sagten die Herren. Aber eine rechte Berliner, wenn auch nicht diplomatische Bezeichnung dürfte das wahre treffen: „'s ist ein geriebener Junge!" — Wer diesen Chinesen für dumm oder auch nur für einen originellen, lustigen Bruder hielt, der war der Hineingefallene, und so mancher, der mit Yin Tschang sich einen Scherz machen wollte, erhielt eine so blutige Abfuhr, daß ihm für immer die Lust zu einer Wiederholung verging. Zahllos sind die Geschichtchen, die man sich von ihm aus Peking erzählt, wo er während der Besetzung durch die fremdländischen Truppen Gouverneur gewesen war. Er trug dort die gewohnte chinesische Kleidung, und das Mandarinenabzeichen auf seiner Kappe kannten die wenigsten Europäer. Eines Tages stattete er dem Grafen Waldersee im Kaiserpalast seinen Besuch ab, ein Offiziersbursche führte ein Pferd hin und her und rief ihm mit den nötigen Pantominen zu: „Du altes Mongolengesicht, halte mal den Gaul, ich will rasch was holen" — Wie erschrak der pommersche Grenadier, als ihm mit lauter Kommandierstimme entgegenscholl: „Schafskopp, dämlicher, wenn ich Dir eins hinter Deine Horchlappen haue, daß Du nie mehr an Bohnensuppe und Erbswurst denkst, dann wirds Dir vielleicht in Deinem dummen Schädel dämmern, daß der General Yin Tschang mit Dir gesprochen, Du Quadrat-Esel, Du!" — Und so niedliche Gespräche sollen sich des öfteres ergeben haben! — In Berlin ging diese Perle der Diplomatenschaft stets in chinesischer Generalsuniform. Den Schleppsäbel zur Seite, auf der Brust den Stern des Kronenordens, so sah man den Vertreter des Sohnes des Himmels überall, auf Bällen, bei Diners, Empfängen, den höfischen Festen, beim Reichskanzler und den Ministern. Nein, doch nicht überall — — gelegentlich wählten Seine Exzellenz ein abendländisches Zivil, verbargen geschickt den Zopf unter einem Perrückchen und suchten zu später Stunde jene Lokale auf, wo unsere fröhliche Berliner Jugend beim Walzer und der Mazurka zu finden ist . . . Das selbstverständlich blos studienhalber! Ja, Yin Tschang war eben sehr, sehr wißbegierig!

Übrigens werden wir nächstens zahlreicheren chinesischen Besuch erwarten können, denn ein paar Dutzend jugendlicher Zopfträger, Söhne der ersten Familien, treffen in Berlin ein, um sich von hier nach den verschiedenen Teilen des Reiches zu begeben und dort die Verwaltungseinrichtungen und Wirtschaftssysteme zu studieren. Aber auch wir tun etwas für China resp. für uns in China, sind doch vor kurzem zum ersten Male 16 000 Mark bewilligt worden „zur Förderung wissenschaftlicher, insbesondere ethnologischer Arbeiten in China". 16 000 Mk. für diese Zwecke und für ein ganzes Jahr . . . . man immer großartig! Da dringt von Frankreich eine andere Nachricht herüber, dort hat man ein Kapital von 650 000 Franks zusammengebracht, dessen Zinsen verdienstvollen Forschungsreisenden zur Verfügung stehen, derart, daß ihnen die Mittel bewilligt werden zur Veröffentlichung des auf ihren Fahrten gesammelten Materials, daß sie Altersrenten erhalten und ihre Witwen wie Waisen unterstützt werden. Ähnliches hätte der gerad' hier stattgefundene Kolonial-Kongreß anregen müssen.

Mancherlei wichtige Anregungen enthielt die Rede des Ministers Möller gelegentlich der kürzlichen Eröffnung der zweiten Handwerkerschule, jenes „Tempels der Arbeit", der von nicht weniger wie 3000 Schülern, die in den verschiedensten Fächern unterrichtet werden, besucht. Der Minister hob hervor, daß der Staat in Zukunft mehr als bisher Anteil nehmen wolle an den gewerblichen Unterrichtswesen der Stadt Berlin, und man erwartet von der Erfüllung dieser Zusage ein günstiges Ergebnis. Gleichzeitig mit jener zweiten Handwerkerschule wurde auch eine zweite Handelsschule für Mädchen eröffnet, die zeigt, wie regsam das Bestreben in unserer heranwachsenden weiblichen Bevölkerung ist, sich in genügender Weise vorzubilden für einen selbständigen Lebenserwerb. Und das dürfte ein richtigerer Weg sein als die in vergangener Woche hier vernommenen Phantasmen der „fortschrittlichen Frauen", ihren Evaschwestern die gebotene Achtung und Beachtung zu verschaffen. Ähnliche Ziele wie jene Schule, wenn auch auf anderen Pfaden, will ein „Klub für junge Mädchen" anstreben, der im Westen errichtet werden soll. „Unterhaltung, Anregung, Förderung und Vertiefung" sollen durch ihn den jugendlichen Berlinerinnen geboten werden. Abgesehen davon, daß die Bezeichnung als „Klub" nicht glücklich gewählt ist, wird es vielen Eltern kaum erwünscht sein, daß „Unterhaltung" obenan steht — daran fehlt's unseren Dämchen im Westen wahrlich nicht. Weit dringender wäre die Vertiefung, aber daß diese durch einen Klub gewährt werden soll? — „Die Botschaft hör' ich wohl, allein . . . .", und im selben „Faust" steht: „Das ist des Landes nicht der Brauch", daß, setzen wir hinzu, unsere Mädels schon in Klubs herumzuschummeln brauchen!

Das Kaiserliche Gesundheitsamt hat gesprochen.

In einer vom Kaiserlichen Gesundheitsamt herausgegebenen Broschüre, betitelt „Der Kaffee", finden sich Seite 120 u. ff. folgende bemerkenswerte Sätze: —

„Es hat gar nichts Überraschendes, daß ein Getränk, welches das „arzneilich „wirksame Koffein in solchen Mengen enthält, in allen Fällen nicht als harmlos „bezeichnet werden kann. Fehlt auch bis jetzt jeder tiefere Einblick in das Zustande„kommen und das eigentliche Wesen der Koffeinwirkung, so kann die tagtägliche „Anreiznng des Nervensystems keineswegs ohne alle Folgen für dasselbe verlaufend „gedacht werden . . . . . ."

„Die Wirkungen übermäßigen Kaffeegenusses sind hinreichend bekannt. „Auch „die in den Fachschriften niedergelegten Selbstbeobachtungen nach Aufnahme größerer „Mengen Kaffee und absichtliche Vergiftungen zeigen die hohe Wirksamkeit „und Giftigkeit."

„Ein Getränk, welches bei Verwendung kleiner Mengen doch schon die Anfänge „der geschilderten Vergiftungswirkungen des Koffeins in sich trägt, eignet sich nicht „zum Genuß für Kinder, nervöse und herzkranke Personen. Es ist deshalb ziemlich „allgemein üblich, Kindern, die überdies eines nervenanregenden Genußmittels nicht „bedürfen, Kaffee vorzuenthalten . . . . . ."

„Trotzdem könnte aber eine Aufklärung in dem Sinne nur zum Nutzen des „Publikums ausschlagen, daß auch der Kaffeeaufguß nur als ein Anregungsmittel „beurteilt werden darf und daher auch nur als ein Anregungsmittel genommen „werden sollte und daß ihm jeder Nährwert abgeht."

Wer Ohren hat zu hören, der höre! — Aus diesen unzweideutigen Äußerungen unserer höchsten Gesundheits-Behörde geht Eins mit absoluter Bestimmtheit hervor, nämlich:

daß der Bohnenkaffee wegen gewisser gesundheitsschädlicher Eigenschaften sich nicht zum regelmäßigen täglichen Genusse für nervöse Personen, Kinder und Kranke eignet und deshalb — das folgt mit logischer Notwendigkeit daraus — durch ein anderes, vollkommen unschädliches, gesundheitdienliches Getränk ersetzt werden muß. Dieses Getränk ist nach dem übereinstimmenden Urteile erster Autoritäten und Ärzte — Kathreiners Malzkaffee, weil er die hygienischen Vorzüge eines in jeder Hinsicht unschädlichen und zuträglichen Gesundheitsgetränkes mit dem anregenden würzigen Wohlgeschmacke des Bohnenkaffees, der ihm durch ein eigenartiges, patentiertes Verfahren mitgeteilt wird, aufs glücklichste in sich vereinigt. Das ist jedoch nur bei dem echten „Kathreiner" der Fall, der ausschließlich in verschlossenen Paketen verkauft wird, die das Bild und den Namenszug des Pfarrer Kneipp als Schutzmarke tragen. — Man beherzige diese wichtigen Tatsachen und mache gleich, lieber heute als morgen, einen Versuch.



Das Ahnenbild.

Roman von Anna Maria Witte.

(13. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

„Ist die Dame noch hier?" fragte Ellerstein, halb mechanisch. Er dachte wieder an die Erscheinung und hatte kaum gehört, was Ellinor gesagt.

Diese zuckte die Achseln und warf die etwas starken Lippen unmutig auf. „Was weiß ich! Sie läßt sich ja nie bei uns sehen, und ich — mein Gott! — ich werde doch die Leute nicht aufsuchen."

Die ausgesuchte Geringschätzung, welche in den Worten des jungen Mädchens lag, berührte Ellerstein aufs unangenehmste. Schweigend legten sie den Weg zum Schlosse zurück. Sie kamen durch den alten Teil des Parkes, an der alten, rostigen Eisentür vorbei.

„Wenn ich nur wüßte, ob dieser Turm nicht doch eine direkte Verbindung mit meinem Zimmer hat," bemerkte der Baron.

„Warum kommen Sie nur immer darauf zurück?" fragte Ellinor. „Wissen Sie noch, wie gleichgültig Sie von Ihren Vorfahren in Johannisbad sprachen! Jetzt haben Sie schon mehr Interesse für die toten Ahnen, welche einst ihre Schleppen über die alten Fliesen schleiften."

Ellerstein blickte gedankenvoll auf die Flora, welche ziemlich elegisch auf das herabrieselnde Wasser zu ihren Füßen stierte.

Hatte Ellinor recht? Hatte es ihm doch der Boden der Heimat angetan? — Sangen die Bäume, die einst das Glück und Leid seiner verstoßenen Ahnen gesehen, ihm alte, süße Sagen?

Wenn es in Wahrheit ein Wesen gäbe, der Erscheinung jener Nacht gleich, die aus gleichem Stamme wie er erblüht! Sein Herz erschien ihm so weit, so ahnungsschaurig!

Er fühlte, daß er noch ein Herz besaß, dessen Ideale noch nicht ganz verweht waren durch das Treiben und Hasten einer realen, alles unter der Lüge der Wirklichkeit beleuchtenden Gegenwart.

Es erschien ihm jetzt undenkbar, daß er einen kurzen Moment daran gedacht, Ellinor zu begehren, für die, das fühlte er deutlicher als je zuvor, dieses Herz nicht schlug.

Gewiß, die Ahnfrau hatte ihn warnen, ihn vor einem übereilten Schritt behüten wollen. Er wollte versuchen, sich die mystische Erscheinung auf diese Weise auszulegen.

Neunzehntes Kapitel.

Monate waren vergangen. Vera hatte längere Zeit bei ihren Geschwistern zugebracht, das Weihnachtsfest daselbst verlebt und sich sehr glücklich in der jungen Häuslichkeit gefühlt. Jetzt war der März herangenaht. Sie befand sich auf Wunsch ihres Onkels wieder in Berlin.

Auf dem Neuen See entfaltete sich ein buntes, belebtes Bild. An der Hand junger Gardeoffiziere und vornehmer Zivilisten schwebten die jungen Damen der ersten Gesellschaftskreise über die spiegelglatte Fläche und konversierten über die Bälle und Gesellschaften, welche sie gemeinsam besucht. Schulkinder und Menschen anderer Kreise, denen man ansah, daß ihnen der Eissport körperliche Erholung von anstrengender Arbeit war, tummelten sich zwischendurch, während die Musik lustige Weisen spielte und die letzten Strahlen der sinkenden Sonne das bewegte, bunte Bild beleuchteten.

„Kennen Sie die junge Dame, welche mit den Gräfinnen Goltz dort läuft?" wandte sich ein junger Dragoneroffizier fragend an einen Kameraden, der sich von seinem Burschen die Schlittschuhe befestigen ließ, und fügte dann erläuternd hinzu: „Die Holbeinische Madonna mit dem dunkelblauen Schlittschuhkostüm."

Der Gefragte lachte: „Ich stellte mir bis jetzt Madonnen in anderer Toilette vor," worauf der erste, in das Lachen einstimmend, bemerkte: „Ich meine in bezug auf das eigentümliche, rötlichblonde Haar! Uebrigens eine vorzügliche Läuferin, graziös und elegant, — da steckt Rasse dahinter."

„Das letztere nicht ganz," entgegnete Sydow gelassen, „denn sie heißt schlechtweg Fresen, aber die Mutter war eine Ellerstein, und sie verkehrt in den vornehmsten Kreisen."

„Fresen! eine Tochter etwa von dem Bildhauer, der so jung starb?"

„Kannten Sie ihn?"

„Ihn nicht, aber Werke von ihm. Da hätte ich gleich einen Anknüpfungspunkt, — kommen Sie, Sydow, ich will doch die jungen Komtessen begrüßen." Die beiden Offiziere glitten über die Eisfläche und hatten auch bald die jungen Damen erreicht.

Ein Herr, welcher, hinter den Sprechenden stehend, das Gespräch unbeabsichtigt mit angehört hatte und bei dem Namen Ellerstein aufmerksamer geworden war, blickte zu den Schlittschuhläuferinnen hinüber und stutzte einen Augenblick.

„Fräulein Lehmann hat recht," murmelte er, „das Haar ist frappant in der Aehnlichkeit. Merkwürdig, das muß entschieden die vielbesprochene Vera Fresen sein. Da sind wir wochenlang in Rakow zusammen gewesen und haben uns niemals gesehen, und nun ich zum erstenmale den Neuen See besuche, erblicke ich sie gleich."

Er war ihr unterdessen mit den Augen gefolgt und mußte sich eingestehen, daß sie sehr hübsch aussah.

„Ob sie wohl etwas kokett ist?" überlegte er, „wie die jungen Kavaliere sie alle umschwärmen. Er war seit einigen Wochen beim Auswärtigen Amte, hatte auch schon einzelne Gesellschaften besucht, aber das junge Mädchen noch bei niemandem getroffen.

„Sieh einmal, Armgard, steht nicht dort, wie auf einem Beobachtungsposten, Ellerstein?" sagte zur selben Zeit die jüngere Gräfin Goltz zu ihrer Schwester und veranlaßte durch diese Bemerkung auch Vera, den auffallend eleganten, großen Herrn anzusehen, welchen sie sofort als denjenigen erkannte, dem sie unfreiwillig als Ahnfrau erschienen war.

In Gedanken daran schoß ihr das Blut ins Gesicht. Wie entsetzlich, wenn er sie erkennen würde!

Ursula Goltz bejahte ziemlich flüchtig, wandte sich dann mit lieblichem Erröten dem jungen Dragoneroffizier zu und folgte seiner Aufforderung, mit ihm zu laufen. Armgard und Vera, welche sich etwas ausruhen wollten, blieben einen Augenblick allein.

„Ist Baron Ellerstein ein Freund Ihres Hauses?“ fragte Vera, scheinbar unbefangen, konnte aber nicht hindern, daß ihr Herz ziemlich stark pochte, da sie immer wieder an die Situation im Rakower Schlosse dachte.

„Papa und Kurt schwärmen wenigstens sehr für ihn, er ist nämlich enorm klug, wie Papa sagt, ein Mann von hervorragend geistigen Eigenschaften.“ Die junge Komtesse hatte sich wieder nach ihm umgeschaut. „Jetzt hat er seinen Beobachterposten verlassen,“ sagte sie lächelnd, „er scheint mich gesehen zu haben. Sehen Sie nur diese himmlische Figur.“ Durch das Gewühl der Schlittschuhläufer sahen die beiden jungen Mädchen den besprochenen Baron auf sich zukommen. Er lüftete den Hut und begrüßte Armgard mit einem Händedruck, der das Freundschaftsverhältnis des Vaters mit ihm kennzeichnete. Sie machte ihn mit Vera bekannt und beantwortete die Fragen nach ihrer Familie. So hatte Vera Zeit, den Baron zu beobachten.

„Ich glaube, mich nicht zu irren, wenn ich in Ihnen, mein gnädiges Fräulein, noch eine Verwandte begrüße,“ wandte er sich liebenswürdig dann an Vera. „Ich erfuhr es in Rakow, wo ich unfreiwilliger Gast einige Wochen gewesen, und freue mich, Sie auch endlich einmal kennen zu lernen.“

Vera zuckte leicht zusammen, als ihre Augen sich mit den seinen kreuzten.

Auch er blickte sinnend sein Gegenüber an. Der Ausdruck dieser Mädchenaugen! Er hatte sie entschieden schon einmal gesehen.

„Wie war es denn in Rakow?“ begann Armgard. „Graf Bruno Hartenstein machte neulich eine unglaubliche Beschreibung von der Schloßfamilie. Fräulein Fresen hat nur den Sohn kennen gelernt. Da müssen Sie uns die übrigen schildern, denn der Graf konnte nur vom Hörensagen sprechen.“

Die jungen Damen hatten die Schlittschuhe abgeschnallt und gingen mit Ellerstein auf dem Eise langsam auf und nieder, bis nach wenigen Minuten Leutnant von Lerchenfeld mit Ursula zurückkehrte.

„Das war himmlisch, Armgard, Leutnant Lerchenfeld läuft brillant,“ rief Ursula, deren von der Luft gerötete Wangen und die blitzenden blauen Augen Ellerstein besonders auffielen. „Ah, sieh da, Baron Ellerstein,“ sie machte ihm eine elegante Verbeugung und winkte dem Diener, der ihre Schlittschuhe ebenfalls abschnallte. „Wir wollen noch etwas promenieren. Kurt meinte, Sie würden nun wohl in Berlin bleiben.“

„Wenigstens fürs erste, Komteß! Und ich gestehe, daß ich sehr damit einverstanden bin.“

„Das glaube ich, Berlin ist entzückend.“ Ursula sah voller Lebenslust um sich. Vera lächelte. Ihr war keineswegs entgangen, daß der schmucke Gardedragoner, der immer noch an Ursulas linker Seite ging, einen großen Teil zu der Vorliebe für Berlin mit beitrug.

„Können Sie verstehen, Komteß, daß ich in Rakow zum erstenmale das Gefühl hatte, ich möchte, wenn auch nicht immer auf dem Lande leben, doch auch ein Gut besitzen, um mich aus dem Gewühl und Getreibe der Stadt auf ein Fleckchen Erde zurückziehen zu können, von dem ich weiß, es ist mein eigen.“

„Ich liebe das Landleben nicht,“ entgegnete Ursula, „wir Offizierstöchter haben meist ein ziemlich schlecht entwickeltes Heimatsgefühl.“

„Meine Schwester hat nicht so unrecht,“ mischte sich Armgard ins Gespräch, „uns geht eigentlich vollständig der Begriff von Heimat verloren, da wir durch die ewigen Versetzungen so umher geschleudert werden. Daß wir volle vier Jahre in Berlin sind, ist ordentlich zu bewundern.“

Vera hatte geschwiegen. Sie war bei Ellersteins Bemerkung etwas verlegen geworden. Er hatte ausgesprochen, was auch sie zuweilen empfunden. Sie leugnete, Ruths Anhänglichkeit an Rakow zu teilen, hatte die Schwester oft mit ihrer Vorliebe geneckt, und doch konnte auch sie sich nicht ganz dem Zauber verschließen, der in dem Gefühl lag: diesem Boden entstammt seit Jahrhunderten ein Geschlecht, dem auch du angehörst. Der einstige Glanz war versunken, aber unvergessen, und wenn auch Rakow jetzt Fremden angehörte, es kamen Stunden, wo auch sie die Sehnsucht nachempfand, welche Ruth so mächtig stets bewegte.

Die anderen plauderten lebhaft weiter. Vera bemerkte nicht, daß Ellersteins Augen an ihren Zügen hingen. Er beantwortete höflich die Fragen der jungen Gräfinnen. Er warf hier und dort eine geistreiche Bemerkung dazwischen, aber so ganz war er nicht bei der Sache. Er studierte die Züge Veras. Er malte sich unwillkürlich aus, wie sie ohne Hut und Schleier aussehen müsse und er grübelte wieder über die seltsame Erscheinung im Rakower Schlosse nach.

Die kleine Gesellschaft hatte sich endlich dem Ufer genähert.

„Vera, Sie kommen doch mit uns?“ Aus Armgards Worten klang die sichere Ueberzeugung, daß ihr keine ablehnende Antwort werden würde.

„Nur bis zur Viktoriastraße, Armgard, ich muß nach Haus.“

„Ihre Tante wird auch wohl eine Stunde länger ohne Sie fertig werden,“ meinte Ursula, die, als müsse es so sein, an Lerchenfelds Seite ging.

„Nein, Ursula, ich habe es versprochen.“

Armgard zuckte die Achseln. „Dann ist mit Vera nichts auszurichten.“

Ellerstein ging langsam neben Armgard. „Fräulein Fresen hält stets, was sie verspricht?“ bemerkte er fragend. Seine Nachbarin nickte. „Es ist mit ihr in dieser Beziehung gar nichts zu machen. Sie ist darin ebenso, wie die ältere Schwester, aber das hat uns Fresens stets so lieb gemacht. Wie schön ist es, auf Menschen so fest bauen zu können.“

Ellersteins Interesse für seine Cousine wuchs. Er verglich sie, fast unbewußt, mit Ellinor Lehmann, und er fühlte, daß die beiden jungen Mädchen nimmermehr zusammen passen würden, daß ihre ganze Lebensanschauung nicht dieselbe sein könne.

Während sie die Tiergartenstraße entlang schritten, erzählte er einiges von seinem Aufenthalte in Rakow, und die heiteren Bemerkungen, welche Vera einflocht, waren meist so treffend, daß er bedauerte, als sie sich an der Viktoriastraße verabschiedete.

„Sie sind wohl schon lange mit der jungen Dame befreundet?“ fragte er, als unwillkürlich die Augen der Zurückbleibenden der eleganten Mädchenerscheinung folgten.

„Seitdem wir in Berlin sind, oder vielmehr Fresens ganz hier wohnen, denn zuerst sahen wir uns seltener, da lebten sie noch in Rakow. Schade, daß Vera so allein steht.“

„Aber vergnügt und heiter ist sie meist,“ warf Ursula ein, „sie versteht das Leben zu nehmen, denn bei den Verwandten hier hat sie wohl keine ganz leichten Tage, und doch habe ich sie noch nie in einer sentimentalen Stimmung gesehen.“

„Können Sie sentimental sein, Komteß?“ fragte Lerchenfeld mit etwas eifersüchtigem Gefühl und hatte schließlich das Gespräch wieder auf ein Thema gelenkt, welches Ursula und ihn nur allein interessierte.

Zwanzigstes Kapitel.

Einige Tage waren vergangen. Es war Tauwetter eingetreten, und Ellerstein hatte jede Gelegenheit gefehlt, Vera wieder zu sehen. Eines Abends befand er sich im Schauspielhause. Es wurde Goethes „Faust“ gegeben, und da er eine ausgesprochene Vorliebe für dieses hochpoetische Werk besaß, so folgte er, trotzdem er es schon auf den verschiedensten Bühnen und von den verschiedensten Künstlern wiedergegeben gesehen hatte, mit der gespanntesten Aufmerksamkeit.

Bei der einzigen großen Pause sah er sich zum erstenmal im Zuschauerraum um, ob er Bekannte finde. Ihm gerade gegenüber, auf der linken Seite, erblickte er Vera Fresen. Ihr rötlichblondes Haar glänzte im Scheine des elektrischen Lichtes wie gesponnenes Gold, und vieler Augen ruhten auf der hübschen Mädchenerscheinung. — Vera schien wenig genug der Aufmerksamkeit bewußt, welche sie erregte. Sie unterhielt sich mit einem jungen Mädchen, welches neben ihr saß.

Ellerstein überlegte, ob er sie aufsuchen und begrüßen sollte, doch ließ ihn der Ton der Klingel von seinem Vorhaben abstehen. Vielleicht sähe er sie nachher beim Ausgang.

Als sich der Vorhang wieder hob, sah er noch einmal flüchtig hinüber. Vera hatte ihn nicht bemerkt. Dann fesselte ihn die Dichtung aufs neue. Die Unterredung mit Gretchen über die Religion, die meisterhafte Szene im Dom, nahm seine Aufmerksamkeit ganz gefangen.

Die Vorstellung war zu Ende. Das Drängen und Hasten nach der Garderobe begann. Endlich hatte Ellerstein seinen Ueberzieher erlangt, und stieg die Treppe hinunter, ohne Vera und deren Begleiterin zu erspähen. Ein feiner Regen fiel, und er machte sich auf den Weg nach seiner Wohnung — Als er die Mohrenstraße hinunter ging und fast den Wilhelmsplatz erreicht hatte, bemerkte er vor sich die Gesuchte. Vera ging ganz allein. Die jungen Damen seiner Bekanntschaft wurden fast immer abgeholt. — Er war erstaunt, sie ohne Begleitung zu sehen.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Gondelfahrt.

Humoreske von Auguste Werner.

Von seiner frühesten Kindheit an hatte er der Dicke geheißen. „Dicker“ riefen ihn die Lehrer und Eltern, Kommilitonen und Kollegen. Doch weil dieser Ruf ihn stets so freundlich wie ein Kosename erklungen, so hatte Otto Herveling sich niemals kränkende Gedanken darüber gemacht, weder in seinen Schülerjahren, noch in seiner jetzigen Eigenschaft als junger Doktor und Realgymnasiallehrer. Er hatte sich nicht einmal geärgert, als er eines Tages vor seinem Eintritt in die lärmende Klasse drinnen den Ruf ertönen hörte: „Still, Kinder, der Dicke kommt.“

Es war ihm diese Bezeichnung zur lieben Gewohnheit geworden, und er hatte sich seines Daseins als „Dicker“ in vollster Harmlosigkeit gefreut, bis die Stunde kam, die ihm diese Freude trübte. Otto Herveling stand eines Nachts, vom Balle heimgekommen, mit der Lampe vor dem Spiegel, betrachtete ernsthaft seine befrackte Erscheinung und gelangte zu der bitteren Erkenntnis, daß ein „Dicker“ wohl niemals das erträumte Ideal eines Mädchenherzens sein wird, noch dazu so ein hellblonder Dicker, der aus kinderhaft blauen Augen unbegreiflich gutmütig in die Welt blickte, dessen friedfertigem Antlitz ein harmloses Schnurrbärtchen nichts Kriegerisches verlieh. War's ein Wunder, daß der schneidig schlanke Assessor von Weyel, der außer seiner beneidenswerten Körperlänge auch noch einen Querschmiß auf der Wange hatte und mit zugekniffenen Augen zu spötteln verstand, den Sieg davon trug?

Seit er in der Gesellschaft aufgetaucht, war die kleine, reizende Gitta, die sanft und schlank wie ein Rehlein war, nicht mehr so lieb und freundlich wie sonst zu Otto Herveling gewesen. Und heute, auf dem Weihnachtsball, auf den er sich gefreut hatte, wie ein Kind, da hatte sie es sogar vermocht, ihn tief zu kränken. Er hatte ihr ein schönes, mit Schokolade gefülltes Körbchen von dem Tannenbaume pflücken wollen, der beim Kotillon geleert wurde, — es hatte so nett erreichbar an einem der unteren Zweige geschaukelt. Da hatte Gitta mit bittendem, aber etwas boshaftem Lächeln auf ein großes Marzipanherz gedeutet, das hoch oben im Baume saß, und er, Otto Herveling, hatte die verzweifeltsten Anstrengungen gemacht, um das gewünschte Objekt zu erreichen, während Gitta hinter seinem Rücken kicherte, und über seinen Kopf hinweg der unausstehliche Assessor das Ding mit impertinenter Nonchalance herunterlangte, es Gitta überreichte, und während beide lachten, mit ihr im Tanz davonflog.

Leider wußte er nicht, daß die kleine Gitta sich nach jenem Balle in den Schlaf geschluchzt hatte, weil ihr das Herz vor Reue weh tat. Sie konnte durchaus nicht vergessen, wie von Otto Hervelings Gesicht der freudige Ausdruck, mit dem er ihr das Schokoladenkörbchen bringen wollte, gewichen, und in seine kinderfrohen Augen ein tiefer, ernster Schatten getreten war. . . .

* * *

Die Zeit der winterlichen Vergnügungen war vorüber, doch die „Erholung“, welcher Otto Herveling, sowie Assessor von Weyel angehörten, ließ auch den Sommer nicht ungenützt. Sie hatte ihren Mitgliedern bereits einige Kremserfahrten, sowie auch diverse Fußmärsche geboten, und es gab beinahe keinen Aussichtspunkt, den zu besteigen die „Erholung“ nicht ihre Getreuen schon gezwungen hätte. Doktor Herveling hatte sich von den meisten Veranstaltungen fern gehalten. Doch als an einem schönen, von blauem Himmel überstrahlten Sommermorgen die „Erholung“ bunt bewimpelte Gondeln bestieg, um eine Ruderpartie nach einem idyllischen Dörfchen zu unternehmen, da war auch er bei den Beteiligten.

Der Herr Assessor, welcher sich gern die Direktion aneignete, wußte die „Erholung“ derartig geschickt zu verteilen, daß die älteren und jüngeren Herrschaften möglichst voneinander getrennt blieben. Es stießen bereits zwei Gondeln vom Ufer ab, welche den Herrn Landgerichtsrat, den Herrn Pastor, den Herrn Rektor und andere mehr mit Gemahlinnen und sonstigem würdevollem Anhang, sowie den Herrn Fabrikbesitzer Wolffgramm nebst Gattin bargen, während zwei andere Schiffe bereit lagen, die Jugend aufzunehmen. In eins derselben stieg das Töchterchen des letztgenannten Paares, die kleine Gitta, mit ihren Freundinnen und mehreren der flottesten jungen Herren der Gesellschaft, worunter selbstverständlich der dirigierende Herr Assessor nicht fehlte. Doch konnte er nicht verhindern, daß auch Doktor Herveling in derselben Gondel Platz nahm. Nach Verlauf einer Stunde wechselten die Ruderer, und auf dem Platze des lässig eleganten Assessors arbeitete jetzt Doktor Herveling ernsthaft und im Schweiße seines Angesichts. Auch Gitta hatte ihren Platz gewechselt und sich nach dem vorderen Ende des Kahnes begeben, wo ihre beste Freundin saß.

Man drängte, lachte, stieß — doch plötzlich ein lauter Aufschrei aus mehreren Kehlen, dem ein starkes Aufplätschern der Wellen folgte — dann allgemeiner Aufstand und Verwirrung. — Doktor Herveling, der am anderen Ende des Kahnes ruderte, sah sich bestürzt um, konnte aber in dem Knäuel, der sich da oben gebildet, nichts unterscheiden. Wohl aber hörte er, wie erschrockene Stimmen nach Fräulein Gitta Wolffgramm riefen, und seine entsetzten Augen sahen plötzlich ein rosengeschmücktes Hütchen auf den Wellen tanzen. — Was gab es da noch zu besinnen? Ruder weg und über Bord — — — —

Als Gitta, die sich über den Rand der Gondel beugte, ihren Namen rufen hörte, wendete sie sich lachend um, den Irrtum aufzuklären, den der samt ihrem Hute ins Wasser gefallene Eßkorb, den sie eben noch vergeblich zu erhaschen gestrebt, verursacht hatte. Und durch die Nächststehenden hindurch fiel ihr Blick auf den Assessor, der mit der Miene eines Fatal-Ueberraschten dastand und sehr zögernd an seinem Anzug herab und auf das Wasser sah, — gleichzeitig aber sah sie die in helles Leinen gekleidete Gestalt Doktor Hervelings in kühnem Sprunge über Bord setzen. — Diesmal war es Gitta, die einen Schrei ausstieß. Doch der aus den Wellen tauchende Schwimmer hörte ihn nicht, seine Augen irrten angstvoll spähend über das Wasser hin, und mit ein paar raschen Stößen schwamm er auf einen dunklen Gegenstand zu, der soeben unterzugehen drohte. Ein rascher Griff, und er hatte den Eßkorb erfaßt! Jubelnder Zuruf vom Boote lohnte die Tat . . .

Herzlich belachte man den allgemeinen Irrtum, daß Fräulein Wolffgramm ins Wasser gefallen sei. Eine Herzlichkeit, die dem Retter des Eßkorbes nicht wohl tat! Doktor Herveling, der triefend im Boote stand, kam sich selbst sehr lächerlich vor.

Wenn nur Gitta gar keine Notiz von der Sache nehmen wollte, — doch der Wunsch war vergebens. Sie stand schon vor ihm und sah ihn mit so leuchtenden, innigen Blicken an, daß sein Herz unter der nassen Leinenhülle stark zu klopfen begann.

Assessor von Weyel überreichte Gitta ihr Hütchen, das er mit dem Ruder aus dem Wasser gefischt. „Auch ich habe mich an der Rettung beteiligt,“ sagte er mit dem überlegenen Lächeln eines Mannes, der sich niemals lächerlich machen wird.

„Hoffentlich sind Sie nicht naß dabei geworden?“ — Gittas Blick glitt spöttisch an ihm in die Höhe und dann hinüber zu dem nassen Mann, auf dem er strahlend haften blieb. Und diese Strahlen, sowie diejenigen der Mittagssonne, durchdrangen den Mann bald mit inniger Wärme.

Sanft glitt der Kahn dahin, und zwei Herzen, die sich wiedergefunden, träumten von einem gemeinsamen, ebenso sanft gleitenden Lebensschifflein. —



Taktgefühl.

„Es gibt Leute, mein Freund, welche im Rufe stehen, sehr viel gesellschaftlichen Takt zu besitzen, ohne daß sie dieses Lob eigentlich verdienten. Das sind diejenigen, welche sorgfältig jede Gelegenheit vermeiden, bei welcher ihr Taktgefühl einer Prüfung unterzogen werden könnte. Bedenklichen Lagen weichen sie mit glatten Worten aus, weil ihnen die tiefere Empfindung dafür fehlt, wie sie sich zu benehmen hätten. Sehen Sie sich in Ihrem Bekanntenkreis um, und Sie werden sicher diese sogenannten „taktvollen“, die man besser „herzlose Menschen“ nennen sollte, finden.

Eine der obersten Grundregeln allen Taktes ist: Verleugne deine eigene Ueberlegenheit überall, wo es nicht im Interesse der Sache liegt, sie geltend zu machen. Ist die Ueberlegenheit, die sich unnötigerweise geltend machen will, wirklich vorhanden, so macht sich ihr Träger verhaßt, ist sie nicht vorhanden, so macht er sich lächerlich. Noch viel bedenklicher allerdings ist es, wenn eine wirklich vorhandene und berechtigte Ueberlegenheit nicht geltend gemacht wird bei Gelegenheiten, wo sie geltend gemacht werden müßte.

Eine andere, ebenfalls sehr häufige Art von Taktfehlern liegt darin, daß man im Umgange mit anderen eine wunde Stelle ihrer Existenz, ein Defizit in ihrem Leben berührt. Es sind nur wohl wenige Menschen so glücklich, daß sie nicht eine solche wunde Stelle in ihrer Existenz besäßen.

Es kann auch vorkommen, daß Taktlosigkeiten von solchen Leuten begangen werden, deren gesellschaftliches Feingefühl bekannt ist, und denen man Verstöße gegen den Takt nicht zugetraut hätte. Die Ursache ist entweder Zerstreutheit oder eine gewisse Geringschätzung desjenigen, gegen welchen die Taktlosigkeit begangen wird.

Das gesellschaftliche Feingefühl ist eine Eigenschaft, welche mit Bildung und Reichtum nur sehr lose zusammenhängt. Der Mensch hat es als angeborene Gabe in sich; es wird erzogen, gesteigert oder abgestumpft in der Familie, in der Schule, in der Gesellschaft und im Beruf.“

Ein- und Ausfälle

Je mehr Illusionen du hast, desto mehr raubt dir das Leben.

*

Der Geizige spricht gewöhnlich nur von seinen Ausgaben, der Verschwender von seinen Einnahmen.

*

Die Lüge stirbt oft und die Phrase wird geboren.

*

Zum Glück fehlt uns oft nur etwas, doch dieses Etwas macht gerade das Glück aus.

*

Der ist nicht frei, der da will tun können, was er will, sondern der ist frei, der da wollen kann, was er tun soll.



Eine chemische Neuheit ist metallisches Barium in reinem Zustand. Das Barium gehört zu den sehr häufigen Elementen, die bis auf die neueste Zeit aller Kunst der Chemie widerstanden haben, wenn es sich darum handelte, sie rein zu gewinnen. Das berühmteste Beispiel ist freilich das Calcium, das im kohlensauren Kalk in ungeheurer Verbreitung gesteins- und geradezu gebirgsbildend auftritt und sich als Element doch erst von dem großartigen Genie Moissans enthüllt hat. Das Verfahren zur Abscheidung reinen Bariums ist von dem französischen Chemiker Guntz erfunden worden und nimmt die Elektrizität zu Hilfe. Ein Amalgam, d. h. eine Quecksilberverbindung, die 3 Prozent Barium enthält, wird unter 400 Millimeter Druck in einer Atmosphäre von Wasserstoff elektrisch erhitzt, dann in ein eisernes Gefäß gebracht und über einer Luftpumpe in einem luftleeren Raum allmählich bis auf 950 Grad erwärmt. Was dann zurückbleibt, besteht zu 98 Prozent aus Barium und zum verschwindenden Rest aus Eisen und Quecksilber. Auch dies Ergebnis liefert also das Barium noch nicht in ganz reinem Zustand, doch kann man über die Eigenschaften des metallischen Elements, das im sogenannten Schwerspat gleichfalls massenhafte Mineralien bildet, jetzt schon Genaueres aussagen. In geschmolzenem Zustand löst es die meisten Metalle leicht auf, von Wasser und Alkohol wird es schnell angegriffen. Bei 600 Grad verbindet es sich mit Wasserstoff. Das Metall selbst hat eine graue Farbe, die in etwas der des Bleies gleicht.

Ärztlicher Ratgeber

Die Zunahme der Kurzsichtigkeit.

In allen Ländern höherer Kultur ist der häufige Mangel an Sehschärfe eines der empfindlichsten Uebel. Mehr als ein hervorragender Arzt hat schon seine warnende Stimme erhoben und die Gefahr der Ueberanstrengung der Augen für die Schädigung des allgemeinen Gesundheitszustandes gekennzeichnet. Es ist wohl möglich, daß diese Gefahr von mancher Seite übertrieben dargestellt worden ist, aber es muß doch zugegeben werden, daß eine mangelhafte Sehschärfe, wenn sie sich auf weite Kreise ausdehnt, ein nationaler Rückschritt von ernster Natur ist. Dr. Baker hat die bedeutsame Frage untersucht, wie viel Zeitverschwendung allein den Besitzern schlechter Augen erwächst und hat auf Grund eigener Erfahrungen festgestellt, daß eine erhebliche Zahl der Stadtleute, die in ihrem Beruf die Augen alltäglich überanstrengen, unfähig sind, eben so viel Stunden am Tage auf die durch das Auge vermittelten Arten der Arbeit und des Vergnügens aufzuwenden, wie die Personen mit normalen Augen. Der Arzt beweist zahlenmäßig, daß in den Großstädten wenigstens jeder vierte Mensch derart ungesunde Verhältnisse in seiner Sehkraft besitzt, daß er gewisse Arbeiten nicht in einer den Ansprüchen genügenden Art zu leisten vermag. Dr. Baker ist daher der Meinung, man dürfe sich nicht vor der Tatsache verschließen, daß der Schulunterricht und die sonstige Ausbildung der Jugend in den Städten Anforderungen an die Sehkraft stelle, denen jeder Vierte nach seiner natürlichen Veranlagung nicht mehr nachzukommen vermag. Daraus ergibt sich die Pflicht, die Arbeitsbedingungen zugunsten der Augen zu verbessern. Auch die Nachhilfe durch passende Augengläser, deren Auswahl auf keinen Fall dem Optiker überlassen werden darf, muß selbstverständlich beizeiten bewirkt werden.

Lustige Ecke

Schlechtes Gewissen. Gast (auf der anderen Seite der Hotelrechnung obenan lesend . . . . Transport 3 Mark): „Sagen Sie mir, Fritz, wer hat mich denn gestern abend alles hinauftransportiert?“

Aufrichtig. Künstler (zu einem Freunde): „Sage mir mal aufrichtig, alter Junge, was dir am meisten bei meinen Gemälden auffällt.“ — Freund (nach kurzem Nachdenken): „Daß du sie verkaufst.“

Was will man noch mehr. Direktor (zur Debütantin): „Mir kommt es besonders darauf an, daß Sie die Ophelia gut darstellen!“ — Schauspielerin: „O, dafür garantiere ich, ich war schon mal wahnsinnig!“

Gut herausgeredet. Mutter (ihr Söhnchen bei einer Unredlichkeit ertappend): „Kennst du nicht das Sprichwort: Ueb' immer Treu' und Redlichkeit?“ — Fritzchen: „Gewiß, Mama! Ich üb', aber ich kann's noch nicht ordentlich!“

Auch eine Schande. Vater: „Aber Junge, schämst du dich nicht, bis in den hellen Mittag hinein zu schlafen?“ — Sohn (Student): „Ja, es ist 'ne Schande — man kommt nie mehr zu einem vernünftigen Frühschoppen.“

Auflösung des mythologischen Versteckrätsels.

1. Zeus. 2. Here. 3. Ares. 4. Hermes.